

Literatur

Nur das Meer war Zeuge

Sie ertrinken vor unseren Liegestühlen, wenige hundert Kilometer von den Bars unserer Mittelmeerstrände entfernt: unzählige Flüchtlinge, die an Libyens Küste auf ihr Boot warteten oder an den Zäunen der spanischen Exklaven in Marokko rüttelten. Eine Ahnung, was in diesen Menschen vorgeht, erlaubt „Iman“, das Romandebüt des 32-jährigen, aus Benin stammenden und in Kanada lebenden Ryad Assani-Razaki. In seinem schmerzhaften Buch packt der Autor große Themen an, das postkoloniale Afrika und die Würde des Menschen. Er erzählt von Toumani, einem Jungen, der in einem nicht genannten Land zur Welt gekommen ist und im Alter von sechs Jahren für umgerechnet 23 Euro verkauft wird. Sein Besitzer schlägt ihn fast tot und wirft ihn in einen Abflussschacht. Die Ratten nagen ihn an, doch ein anderer Junge, Iman, rettet ihn. Das Buch beschreibt die Freundschaft zwischen zwei Jungen, die alle Zeiten überdauern soll und

an diesem hehren Anspruch zu zerbrechen droht. Iman will mehr vom Leben als ein paar Geldscheine die Woche in der Tasche, eine gute Frau, ein Moped und eine Wohnung. Er will nach Europa. Dahin, woher sein Vater kam. Dahin, woher Anna kam, das Mädchen, das er vergangen Sommer liebte. Nur, was wird dann aus Toumani? Assani-Razaki erzählt Toumanis und Imans Geschichte in jedem Kapitel aus einer anderen Perspektive. Entweder lässt er die beiden selbst zu Wort kommen oder ihre Familienangehörigen und Freunde. So gewinnen die zwei Helden mehr und mehr an Komplexität. Am Ende schafft es der Autor, die vielen Stränge zu einem großen Finale zusammenzuknoten. Ob Iman aber die Reise überlebt, das weiß nur das Mittelmeer. red



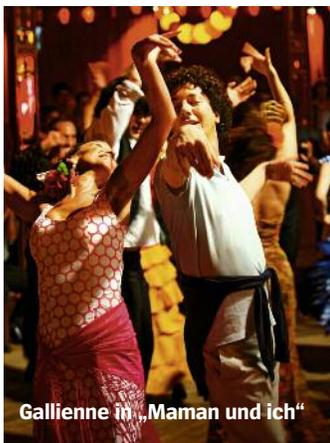
Ryad Assani-Razaki
Iman

Aus dem Französischen von Sonja Finck. Verlag Klaus Wagenbach, Berlin; 320 Seiten; 22,90 Euro.

Kino

Coming in

Wenn Mutter das Essen fertig hat, ruft sie: „Die Jungs und Guillaume, zu Tisch!“ Dabei ist auch Guillaume ein Junge, aber weil er für die Kaiserin



Gallienne in „Maman und ich“

Sisi schwärmt und ihm alles Männliche fremd ist, wird er in seiner Familie behandelt wie ein Mädchen. „Maman und ich“, der Film des Franzosen Guillaume Gallienne, ist eine Coming-in-Komödie. Der Regisseur spielt sich selbst als einen jungen Mann, dem alle einreden, dass er schwul sei. Dann entdeckt er eines Tages die Frau, das unbekannte Wesen. Gallienne begreift den Schwulenfilm als eigenes Genre, stellt ihn auf den Kopf und sieht vergnügt dabei zu, wie die Klischees herauspurzeln. Vom Mobbing beim Schulsport bis zu den Gesprächen mit der dominanten Mutter klappert er die Standardszenen ab, gewinnt ihnen aber immer wieder neue Seiten ab. Das ist kurzweilig und erhellend. lob

Claudia Voigt Mein Leben als Frau

Viel zu schön



Ich hatte Geburtstag. Ich bin 48 geworden. Und obwohl Geburtstage auch eine unerbittliche Erinnerung daran sind, dass man älter wird, hatte ich einen schönen Tag. Es gab ein kleines Fest, es ging mir gut. Bis ich wenige Tage später den Film „Grace of Monaco“ im Kino sah.

Der Film erzählt von der unglücklichen Ehe Grace Kellys mit dem monegasischen Fürsten Rainier. Bei ihrer Hochzeit war Grace Kelly 26 Jahre alt. Sie wird in dem Film von Nicole Kidman gespielt, die diesen Monat ihren 47. Geburtstag feiert. Das Werk erhielt vernichtende Kritiken, aber der große Altersunterschied zwischen der Hauptdarstellerin und der Hauptfigur schien kaum einen Kritiker so zu verärgern wie mich. Kidman ist mehrfach in Großaufnahme zu sehen, ihr Gesicht wirkt wie eine Werbefläche für Botox. Ist es mittlerweile selbstverständlich geworden, fragte ich mich, dass Frauen, die fast fünfzig sind, für Mitte zwanzig durchgehen? Kidman ist Hollywood-Schauspielerin und zählt zu einer Spezies, für die eigene Regeln gelten. Aber Frauen wie sie prägen Frauenbilder. Die Zahl der Botox-Anwendungen in Deutschland ist in den vergangenen zehn Jahren um 400 Prozent gestiegen.

Mitte Mai trat beim britischen Glyndebourne-Festival die junge, talentierte Opernsängerin Tara Erraught auf. Daraufhin ereiferte sich die seriöse englische Presse über die Statur der Sängerin, sie sei „mollig“ und „unansehnlich“, schrieben die Zeitungen und zeigten Fotos, auf denen eine Frau zu sehen war mit einer Figur, wie unzählige Frauen sie haben. Die Popsängerin Adele war schon ein Superstar, als sie von Karl Lagerfeld erfahren musste, sie sei „etwas zu fett“. Das sind nur einige Beispiele für eine Botschaft, die zunehmend unverhohlen geäußert wird: Frauen können nicht jung genug aussehen, und sie können gar nicht dünn genug sein.

Zwei erfolgreiche Journalistinnen haben in dem amerikanischen Magazin *The Atlantic* unlängst eine Titelgeschichte über fehlendes weibliches Selbstvertrauen veröffentlicht. Sie berichten, dass sie im Laufe ihrer Karriere viele einflussreiche Frauen interviewt haben. „Wir hofften, aufschlussreiche Beispiele für ureigenes, blühendes weibliches Selbstvertrauen zu finden, aber je genauer wir hinschauten, desto deutlicher wurde der Mangel daran.“ Woran liegt das?, fragen die Reporterinnen.

Eine ihrer Antworten lautet: Ein braves Mädchen zu sein funktioniert vielleicht in der Schule, aber nicht im Leben. Das Streben nach Lob begleitet viele Frauen viel zu lange. Ihr Gefühl, nicht gut genug zu sein, nicht jung genug, nicht schön genug, steht ihrem Erfolg im Wege. Denn Erfolg hängt von Kompetenz und Selbstvertrauen gleichermaßen ab.

Der Perfektionismus, den eine Nicole Kidman verkörpert und der von Künstlerinnen wie Tara Erraught verlangt wird, wirkt einschüchternd und macht schlechte Laune. Dicksein und sichtbares Altern sind mittlerweile kaum mehr gesellschaftsfähig. Könnte beides bitte dringend gerettet werden.

An dieser Stelle schreiben drei Kolumnisten im Wechsel. Nächste Woche ist Elke Schmitter an der Reihe, danach Dirk Kurbjuweit.